

Editorial

Alice Holzhey-Kunz

1

Die kommenden Veranstaltungen sind wiederum der *Lesbarkeit des Seelischen* gewidmet. Manchem mag dieses Thema gesucht erscheinen, weil es einen einfachen Sachverhalt unnötig kompliziert. Denn haben wir nicht zum Seelischen – anders als zum Materiellen – einen direkten Zugang, jedenfalls zu den eigenen seelischen Erfahrungen und in aller Regel auch zu den seelischen Äusserungen der uns umgebenden Mitmenschen? Das mag zwar oft so erlebt werden, und je häufiger wir es im Alltag so erleben können, umso reibungsloser funktioniert er. Deswegen aber dem Einwand Recht zu geben, wäre reichlich naiv. Wer den Beruf des Psychiaters und/oder des Psychotherapeuten gewählt hat, kann jedenfalls dieser Naivität nicht aufsitzen. Er ist täglich mit Äusserungen von Patienten konfrontiert, die er primär nicht versteht. Ständig mit dem eigenen Nicht-Verstehen konfrontiert zu sein, stellt wohl die grösste Herausforderung in der psychotherapeutischen Arbeit dar. Die Mehrzahl der Therapeuten rettet sich aus dieser misslichen Lage durch die Erstellung einer Krankheitsdiagnose. Eine psychiatrische Diagnose basiert auf der Voraussetzung, dass all jene seelischen Phänomene, die sich nicht aus dem unmittelbar gegebenen Kontext verstehen lassen, eine psychische Störung anzeigen. Die Aufgabe des Psychotherapeuten besteht dann darin, diese Störung zu beheben. Von der Aufgabe, das manifest Unverständliche doch noch irgendwie „lesbar“ zu machen, ist er damit befreit.

Doch es gibt eine Minderzahl von Psychotherapeuten, die ihre Aufgabe weniger darin sehen, Störungen zu beheben, als jene seelischen (und körperlichen) Erscheinungen, die den gesunden Menschenverstand befremden, verstehbar zu machen. Für sie ist die Frage, wie dies möglich ist, zentral.

Das erklärt aber immer noch nicht, warum das Seelische „lesbar“ und nicht einfach „verstehbar“ gemacht werden soll. Schliesslich haben wir Therapeuten es doch mit mündlichen Erzählungen des Patienten und nicht mit schriftlichen Texten zu tun. Es war *Freud*, der die mündlichen Erzählungen der Patienten mit „Texten“ verglichen hat, die zensuriert sind – und zwar unabhängig davon, ob

- 2 die manifeste Erzählung die Lücken noch anzeigt und darum unverständlich tönt, oder ob sie in sich stimmig und ganz erscheint. Wenn Freuds Annahme zutrifft, dann macht die Rede von der „Lesbarkeit des Seelischen“ Sinn, weil wir dann davon ausgehen müssen, dass wir es immer mit „Textfragmenten“ zu tun haben, die es irgendwie zu entziffern gilt. Und dann erst stellen sich die Fragen, wie die *Träume* von Patienten einerseits, seine *Leidenssymptome* andererseits zu „lesen“ sind.

Am 4. Dezember sitzen drei Analytiker/innen aus drei verschiedenen psychoanalytischen Richtungen (*Uta Jaenicke, Doris Lier, Daniel Strassberg*) an einem Tisch und zeigen, wie sie denselben Traum von ihrer jeweiligen Warte aus lesen.

Am 5. Februar problematisiert *Christian Kläui* aus psychoanalytisch-lacanianischer Sicht die Lesbarkeit des Symptoms und zeigt, warum alles deutende Erfassen zugleich ein Verpassen ist.

Der Vortrag vom 6. November rückt den *Körper* ins Blickfeld. Ich werde das neue Buch von *Thomas Fuchs* vorstellen, das sich mit dem lauthals erhobenen Anspruch der Neurowissenschaften, die Seele über die zugrundeliegenden Gehirnprozesse lesbar zu machen, auseinandersetzt. Das Spannende an diesem Buch ist, dass der Autor nicht wie üblich die Seele oder den Geist gegen das Gehirn ausspielt, sondern den Körper.